

Rauch und Asche

Amitav Ghosh

Rauch und Asche

Die geheime Geschichte des Opiums

Aus dem Englischen von
Heide Lutosch



Matthes & Seitz Berlin

INHALT

- 1 Hier sind Drachen 7
- 2 Samen 19
- 3 »Ein eigenständiger Akteur« 29
- 4 Freinde 42
- 5 Die Opiumbehörde 57
- 6 Big Brother 72
- 7 Visionen 89
- 8 Familiengeschichte 102
- 9 Malwa 111
- 10 Ost und West 130
- 11 Diaspora 150
- 12 Die Brahmanen von Boston 174
- 13 Amerikanische Geschichten 194
- 14 Guangzhou 234
- 15 Der Meeresberuhigungsturm 264
- 16 Die Stütze des Empire 280
- 17 Parallelen 304
- 18 Vorzeichen 331



- Dank 349
- Anmerkungen 351
- Bildnachweise 430

*Für Rahul Srivastava und Aradhana Seth,
zum Lob guter Nachbarschaft*

1

HIER SIND DRACHEN



Aus heutiger Sicht finde ich es verblüffend, dass China für mich die meiste Zeit meines Lebens nicht mehr war, als die riesige leere Fläche, die auf der Landkarte über Indien schwebte. Es fehlte wirklich nur noch die Inschrift »Hier sind Drachen«.

Wie es der Zufall wollte, wurde ich in Westbengalen geboren, einem indischen Bundesstaat, der an China grenzt. Aufgewachsen bin ich in Kalkutta (heute Kolkata), wo es eine kleine, aber bedeutende chinesische Gemeinde gibt. Dennoch hatte ich keinerlei Interesse an der chinesischen Geschichte, Geografie oder Kultur. Und obwohl ich schon immer gerne gereist bin, wäre es mir lange Zeit nicht in den Sinn gekommen, sagen wir, in die Provinz Yunnan zu fahren – und das, obwohl deren Hauptstadt Kunming per Luftlinie kaum weiter von Kalkutta entfernt ist als Neu-Delhi. Irgendwie schien Kunming einer anderen Welt anzugehören, die von meiner eigenen abgeschnitten war – nicht nur durch eine ganz reale, hoch in den Himmel ragende Gebirgskette, sondern gewissermaßen auch durch einen geistigen Himalaya.

Erst als ich im Jahr 2004 anfang, meinen Roman *Das mohnrote Meer* zu schreiben, kam ich auf die Idee, nach China zu reisen. Meine beiden Hauptfiguren Diti und Kalua machen sich im Jahr 1838 auf den Weg nach Mauritius, um sich dort als Vertragsarbeiter zu verdingen. Da dies der Hauptbogen der Geschichte werden sollte,

war mir klar, dass mich die Recherche für das Buch nach Mauritius führen würde (was sie dann auch tat). Aber ich wurde auch noch in eine andere, völlig unerwartete Richtung gelenkt: Als ich nämlich tiefer in die Recherche einstieg, begriff ich, dass nicht nur Indien und Mauritius den Hintergrund meiner Geschichte bilden würden, sondern auch die Wasserfläche, die diese beiden Länder voneinander trennt (und sie verbindet): der Indische Ozean.

Das Schreiben über das Meer ist völlig anders als über das Land zu schreiben. Der Horizont ist viel weiter, und den Schauplätzen fehlt jene Beständigkeit, die es Romanautoren überhaupt erst ermöglicht, ein »Gefühl für den Ort« zu vermitteln. Wenn der Hauptschauplatz ein Schiff ist, wie der Schoner Ibis in *Das mohnrote Meer*, dann wird man sich der Strömungen, der Winde und der Verkehrsflüsse extrem bewusst. Und je mehr ich über diese Hintergründe herausfand, desto klarer wurde mir, dass die Seefahrt in der Zeit, über die ich schrieb, nämlich die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, nicht (wie ich gedacht hatte) in erster Linie zwischen Indien und dem Westen stattfand, sondern zwischen Indien und China – oder besser gesagt einem bestimmten Ort in China, einer Stadt namens »Kanton«.

Der Name war mir schon oft begegnet, ohne dass ich genau wusste, wo sich diese Stadt befand. Aber als ich nun anfang, mich in die Schriften über die Seefahrt des 19. Jahrhunderts zu vertiefen, wurde ich immer neugieriger: Was war so besonders an Kanton, dass allein der Gedanke, dorthin in See zu stechen, Seefahrer und Reisende des 19. Jahrhunderts in Verzückung geraten ließ?

Wäre ich auch nur annähernd über China und die chinesische Geschichte informiert gewesen, hätte ich gewusst, dass »Kanton« ein Wort ist, das die Europäer einst ganz unbefangen der Provinz Guangdong im Allgemeinen und der Stadt Guangzhou im Besonderen übergestülpt hatten.¹ Aber damals waren meine Kenntnisse über China und seine Geografie so lückenhaft, dass ich wie gesagt nur eine vage Ahnung davon hatte, wo Guangzhou überhaupt lag.

Wenn ich zurückdenke, war wohl meine Ahnungslosigkeit in Bezug auf China weder ein Mangel an Neugierde oder Gelegenheit noch überhaupt auf äußere Umstände zurückzuführen, sondern viel-

mehr, so bin ich überzeugt, das Ergebnis einer inneren Schranke, die nicht nur uns Indern, sondern auch Amerikanern, Europäern und vielen anderen Menschen auf der ganzen Welt durch bestimmte wiederkehrende weltgeschichtliche Erzählmuster eingepflanzt wurde. Und während die Jahre vergehen und der Schatten, den China auf die Welt wirft, immer länger wird, werden diese Schranken, insbesondere in Indien und den Vereinigten Staaten, immer unüberwindlicher.

Meines Erachtens kann man aus der genauen Betrachtung dieser Umstände etwas Wichtiges lernen – nicht nur wegen ihrer Bedeutung für China, sondern auch, weil sie uns etwas über die verschiedenen Arten und Weisen sagen, die Welt wahrzunehmen und zu verstehen.



Auf indischer Seite ist es der chinesisch-indische Krieg von 1962, in dem Indien eine vernichtende Niederlage erlitt und der alle mit China verbundenen Erinnerungen dominiert, ja erschlägt.²

Ich war damals erst sechs Jahre alt, aber meine Erinnerungen an diese Zeit sind immer noch lebendig. Ich weiß noch, wie meine Mutter unter Tränen goldene Armreifen heraussuchte, um sie für den Krieg zu spenden; ich erinnere mich, wie mein Vater Decken und Wollsachen sammelte, die er an die Front schicken wollte; ich erinnere mich auch, wie meine Eltern mit Freunden endlos über die Ursachen des Krieges stritten und darüber, wer die Schuld an dem Debakel trug.

Über diese Fragen besteht bis heute keine Einigkeit. Eine Untersuchung aus dem Jahr 2021 von Avtar Singh Bhasin, dem ehemaligen Leiter der historischen Abteilung des indischen Außenministeriums, legt nahe, dass Missverständnisse sowie Fehler des damaligen Premierministers Jawaharlal Nehru zu den zentralen Auslösern des Krieges gehörten. »Die Freiheiten, die sich Neru an der Westgrenze herausnahm, forderten den Ärger geradezu heraus«, schreibt Bhasin: »Indien wurde zum Opfer seiner eigenen falschen Annahmen.«³ Zwar war Nehru in vielerlei Hinsicht ein bewundernswerter Mensch und

visionärer Staatsmann, doch bei der Bewältigung dieser Krise scheint er sich merkwürdig ungeschickt verhalten zu haben.

Die ganze Wahrheit wird man wahrscheinlich ohnehin nie herausfinden, da einige der wichtigsten historischen Materialien noch nicht ans Licht gekommen sind. Sicher ist jedoch, dass der Krieg von 1962 bis zu einem gewissen Grad eine Folge des kulturellen und politischen Schattens war, den der Himalaya warf – Fehlinterpretationen, Missverständnisse und falsche Vorstellungen spielten als Auslöser des Konflikts jedenfalls eine große Rolle.⁴

Die Probleme, die für den Krieg von 1962 verantwortlich sind, wurden keineswegs gelöst, im Gegenteil: Der Konflikt, der sich nun schon seit Jahrzehnten hinzieht, dauert bis heute an. Entlang der Grenze kommt es regelmäßig zu Zusammenstößen zwischen chinesischen und indischen Truppen, und ein Ende ist nicht in Sicht. Gegenüber seinem zunehmend selbstbewussten und kriegerischen Nachbarn China hat Indien wohl im Moment keine andere Wahl, als sich so gut es geht zu behaupten.⁵

Zweifellos hat diese anhaltende Konfrontation die Angst, das Ressentiment und die Feindseligkeit der Inder verstärkt, aber den ausgeprägten Hass gegenüber China, der heute in den USA immer deutlicher zutage tritt, gibt es in Indien schon seit ich denken kann.

Aber auch zwischen Indien und Pakistan herrschen extreme Spannungen: Sie haben mehrmals Krieg gegeneinander geführt, und in beiden Ländern gibt es zahlreiche Menschen, die die Bewohner des jeweils anderen Landes erbittert hassen. Dennoch mangelt es auf beiden Seiten der Grenze nicht an Interesse und Neugierde. Ganz im Gegenteil: Indien und Pakistan haben ein obsessives Interesse an der Politik, der Kultur, der Geschichte, den aktuellen Ereignissen, dem Sport und so weiter des jeweils anderen Landes.

Das ist keineswegs ungewöhnlich: Konflikte dieser Art führen oft zu einer Vertiefung des Engagements im kulturellen und ideellen Bereich. So gab es in den Vereinigten Staaten nach den Anschlägen auf das World Trade Center im Jahr 2001 eine Welle von Anmeldungen für Arabischkurse. Die Zahl der Bücher, Artikel und Filme über den Irak und Afghanistan hat seither stetig zugenommen.

Nichts dergleichen geschah in Indien nach 1962. Anstatt, dass das Interesse aneinander sprunghaft anstieg, wich man ruckartig und voller Scham, Misstrauen und Angst voreinander zurück, und nach dem nur wenige Wochen dauernden Krieg begannen die Inder, die chinesischstämmigen Migranten in ihren kleinen verstreuten Gemeinden zu Sündenböcken für die Katastrophe zu machen.

Die chinesischen Gemeinschaften in Indien gehen bis auf das 18. Jahrhundert zurück, als sich die ersten Hakka in der Nähe von Kalkutta niederließen.⁶ Im Laufe der Zeit florierte die Gemeinde immer mehr; sie betrieb diverse Schulen, Tempel und Zeitungen, und viele ihrer Mitglieder wurden erfolgreiche Fachkräfte oder Unternehmer.⁷ Viele chinesische Inder waren noch nie in China gewesen und hatten keinerlei Verbindungen zu diesem Land; nicht wenige von ihnen waren Antikommunisten. Doch ein Gesetz, das die indische Regierung erließ, kaum, dass der Krieg von 1962 beendet war, erlaubte von nun an die »Festnahme und Inhaftierung von Personen, die einer feindlichen Herkunft verdächtig werden«.

Man zwang Tausende von ethnischen Chinesen, Indien zu verlassen; so wurden viele zu staatenlosen Flüchtlingen. Tausende weitere wurden in Indien in Gewahrsam genommen und verblieben jahrelang ohne Gerichtsverfahren in Internierungslagern. Als man sie freiließ, kehrten viele von ihnen zurück und mussten feststellen, dass ihre Häuser und Geschäfte beschlagnahmt oder verkauft worden waren. Noch jahrelang mussten sie sich jeden Monat auf einer Polizeistation melden. Auch die wenigen indischen Wissenschaftler, die über China forschten, hatten unter der Atmosphäre des Misstrauens zu leiden.

In den Nachkriegsjahren halbierte sich die Zahl der ethnischen Chinesen in Kalkutta von 20 000 auf 10 000. Viele der Dagebliebenen waren gezwungen, die alte Chinatown im Zentrum zu verlassen und nach Tangra umzuziehen, eine sumpfige Gegend am Stadtrand. Dass sich dieses Viertel zu einer pulsierenden neuen Chinatown mit Fabriken, Werkstätten, Tempeln und Restaurants entwickeln konnte, zeugt von der Widerstandskraft und dem Unternehmungsgeist der chinesischen Gemeinschaft in Indien.

Dass die chinesisch-indische Gemeinschaft nach 1962 zum Sündenbock gemacht wurde, ist zweifellos ein hässliches Kapitel in der Geschichte des unabhängigen Indien. Aber auch Indien hat einen Preis dafür gezahlt, besonders die Stadt Kalkutta. Die 1960er- und 1970er-Jahre waren genau die Zeit, in der die chinesische Diaspora in vielen Teilen Südasiens einen wirtschaftlichen Wandel herbeiführte, indem sie ausländisches Kapital in das jeweilige Land fließen ließ und neue Unternehmen und Industrien gründete. Wäre die chinesisch-indische Gemeinschaft nicht durch den Krieg von 1962 zerstört worden, hätte sie vielleicht auch zur Wiederbelebung Kalkuttas beitragen können.

Als meine Frau und ich 2010 einige Tage in Coloane an der südlichsten Spitze der Halbinsel Macau verbrachten, wurde mir das eindringlich ins Gedächtnis gerufen. Unser ruhiges, sonniges Hotel lag oberhalb eines Sandstrandes und bot einen atemberaubenden Ausblick über das Meer, und die Küche des Hotels war in dieser Stadt der Genießer dafür bekannt, einige der besten Gerichte Macaus zu servieren. Eines Morgens erfuhr ich zu meiner Überraschung, dass die Hotelbesitzerin, eine Mittfünfzigerin, in Kalkutta aufgewachsen war: Sie sprach fließend Englisch, Bengali und Kantonesisch (aber kein Mandarin). Ihre Familie habe in Kalkutta Restaurants besessen, erzählte sie mir, und sie selbst habe auch immer ein Hotel führen wollen. Aber nach 1962 seien sie gezwungen gewesen, das Land zu verlassen. Sie hatten viele Jahre kämpfen müssen, bis sie endlich ihren Traum verwirklichen konnten – nur, dass ihr Hotel nun in Macau und nicht in Kalkutta stand.



Inwiefern wurde meine Sicht auf China also durch den Krieg von 1962 geprägt? Zweifellos spielte er eine gewisse Rolle – aber das eigentlich Seltsame war ja, dass China für mich kaum existierte – und das lag meiner Ansicht nach nicht nur daran, wie ich China, sondern vor allem auch den Rest der Welt wahrnahm: In dieser Sichtweise ist nämlich der Westen so groß, dass er alles andere überdeckt.

Auf dem indischen Subkontinent ist die Präsenz des Westens unübersehbar, ganz gleich, ob es sich um Sprache, Kleidung, Sport, Gebrauchsgegenstände oder Kunst handelt. Unter Indern, aber auch unter vielen Westlern war man sich lange Zeit einig, dass die Transformation des sozialen, kulturellen und materiellen Lebens, die in der Region während der Kolonialzeit stattfand, größtenteils auf einen Prozess zurückzuführen war, den man »Verwestlichung« nannte.⁸ Dahinter stand die Annahme, dass die Moderne ausschließlich ein Phänomen der westlichen Welt war und erst durch Kontakt mit ihr auf Indien und den Rest der Welt übertragen wurde, wie »ein Virus, der sich von einem Ort zum anderen ausbreitet«.⁹

Eine andere Gegend der Welt, die seit Langem auf dem indischen Subkontinent präsent ist, ist der Nahe Osten. Überall in der Region sind diese Einflüsse zu erkennen – in der Kunst, der Architektur, dem Essen, der Kleidung und der Sprache. Die Vokabeln der wichtigsten Sprachen des Subkontinents bedienen sich massiv aus dem Persischen und Arabischen. Schon als Teenager wusste ich, dass ich, wenn ich Bengali, Hindi oder Englisch sprach, Dutzende von Wörtern mit arabischem oder persischem Ursprung benutzte. Aber ich wäre nicht in der Lage gewesen, auch nur ein einziges Wort chinesischen Ursprungs in einer dieser Sprachen zu nennen; allein die Vorstellung, dass ich in meinem Alltag Wörter chinesischer Herkunft verwenden könnte, wäre mir bizarr vorgekommen. Das Gleiche gilt auch für Alltagsgegenstände und Alltagspraktiken: Ich wäre nicht auf die Idee gekommen, dass irgendetwas in meiner materiellen oder kulturellen Welt eher auf China als auf den Nahen Osten oder Europa verweisen könnte.

Erst als ich China im September 2005 zum ersten Mal besuchte, wurde mir klar, wie falsch ich damit lag.



Obwohl ich nur wenige Wochen in China verbrachte, und die meiste Zeit davon in Guangzhou, war dieser erste Besuch für mich in vielerlei Hinsicht eine Offenbarung – auch wenn ich die eigentlichen Erkenntnisse gar nicht direkt während meines Aufenthalts in China hatte, sondern erst nach meiner Rückkehr nach Indien.

Eines Tages, kurz nach meiner Reise nach Guangzhou, saß ich in meinem Elternhaus in Kalkutta im Arbeitszimmer und trank eine Tasse Tee. Dieses Ritual war eine tägliche Routine wie das Aufstehen aus dem Bett; tausende Male hatte ich an genau diesem Schreibtisch gesessen, auf genau diesem Stuhl, mit einem Teetablett vor mir auf dem Tisch.

Aber dieser Tag war irgendwie anders. Als ich mich über meine Teetasse beugte – »cha«, wie sie auf Bengali heißt –, erinnerte ich mich plötzlich an ein Wort, das ich kürzlich in Guangzhou benutzt hatte: »chah«. Ich betrachtete die Tasse erneut und sah, dass sie aus Porzellan war – »china« auf Englisch, oder »chinémati« (chinesischer Ton) auf Bengali. In diesem Moment wurde mir klar, dass solche Dinge erst durch die Reise nach Guangzhou in meinen Horizont gelangt waren – von hier aus wurden nämlich jahrhundertlang riesige Mengen von Porzellan (englisch »chinaware«) in die ganze Welt exportiert.¹⁰

Auf dem Teetablett stand neben der Tasse und der Untertasse eine Schale mit weißem Zucker, dem von Indern wohl am meisten geliebten Aromastoff. Und wie wird er genannt? In Bengalen und auch in den meisten anderen Teilen Indiens nennt man ihn »Cheni«, was nichts anderes ist als ein gebräuchliches Wort für »chinesisch«.¹¹ Ich hatte dieses Wort mein ganzes Leben lang benutzt, aber es war mir nie in den Sinn gekommen, nach seinem Ursprung zu fragen. Und dann war da noch das Teetablett, billige Lackware, wie man sie in Indien häufig sieht. Auch dieser Gegenstand passte so gut zu meiner Umgebung, dass er nie auffiel oder Fragen aufwarf. Aber an diesem Tag rief es visuelle Erinnerungen an die Lackwarensammlungen hervor, die ich kürzlich in Guangzhou gesehen hatte: Da wurde mir klar, dass auch das Tablett chinesische Vorläufer haben könnte.

Ich schaute mich im Raum um und sah plötzlich überall China: in einem Glas mit Erdnüssen (die auf Bengali »chinébadam« heißen: »chinesische Nüsse«); in den Chrysanthemen in ihrer Vase; im Goldfischglas; in den Briefumschlägen und Räucherstäbchen. Es war, als würde eine unsichtbare Hand in diesem Raum auf eine Reihe von

Gegenständen zeigen, die in ihrer Vertrautheit so tief in mein Bewusstsein eingezogen waren, dass sie sich meiner bewussten Wahrnehmung entzogen. All diese Dinge – Tee, Zucker, Porzellan – hatten mir an sich nie etwas bedeutet. Sie waren einfach nur Gegenstände: leblos, stumm und ohne die Fähigkeit, zu kommunizieren.

Einige Wochen später, als ich wieder bei mir zu Hause in Brooklyn war, machte ich in meinem dortigen Arbeitszimmer die gleiche Erfahrung. Neben einer ähnlichen Ansammlung von Dingen, die mit Tee zu tun hatten, gab es einen alten Teppich, einen Briefbeschwerer und natürlich eine Fülle von elektronischen und digitalen Geräten »Made in China«. Ob alt oder neu: wo ich auch hinsah, gemahnte etwas an China.

Damals dämmerte mir, dass bestimmte Gegenstände gewissermaßen das stumme, material gewordene Äquivalent der Wörter sind, die von jenen unsichtbaren, geisterhaften Kräften gesprochen werden, die unser Leben beeinflussen, ohne dass wir uns dessen bewusst werden. In einer seltsamen Umkehrung wurden die leblosen Gegenstände um mich herum plötzlich zu Lehrern, die mir zeigten, dass meine physische Existenz von einer Vergangenheit zeugte, die eine völlig andere war als die, die ich aus Büchern und Quellen kannte. Während China in meinem geistigen Kosmos so gut wie gar nicht vorkam, war China in meiner materiellen Welt überall.



In den darauffolgenden Jahren sollte sich *Das mohnrote Meer* zum Anfang einer umfangreichen, nach dem Schoner Ibis benannten Romantrilogie entpuppen. Viele Kapitel in den anderen beiden Bänden der Ibis-Trilogie (*Der rauchblaue Fluss*, *Die Flut des Feuers*) spielen in Guangzhou und seiner unmittelbaren Umgebung sowie am Perlflossdelta. Als ich mich in die Recherchen für die Romane vertiefte, wurde mir bewusst, dass ein Großteil der Menschheit eine ähnliche Haltung zu China pflegt wie ich selbst: In unserem materiellen und kulturellen Leben spielt das Land eine nicht zu unterschätzende Rolle, die aber seltsamerweise oft unbemerkt bleibt.

Warum ist das so?

Als ich um Antworten auf diese Frage rang, kam ich schließlich zu der Einsicht, dass Chinas historische Präsenz in meiner Welt leicht übersehen wurde, weil sie größtenteils nonverbal war: also mit den diskursiven Konzepten von »Entwicklung« und »Fortschritt«, die in der modernen Geschichtsschreibung eine so große Rolle spielen, einfach nicht in Verbindung gebracht wurde.

Anders ausgedrückt: Während der Westen meine eigene Welt beinahe ausschließlich und in obsessiver Weise über Worte und Konzepte beeinflusste, war der Einfluss Chinas subtiler, fast unsichtbar, und wurde vor allem über die Verbreitung von Alltagspraktiken und über genau solche Gegenstände ausgeübt, die sich auf meinen Schreibtischen in Kalkutta und Brooklyn reihten. Da Gegenstände stumm sind und die Erklärung für ihre Existenz nicht in sich tragen, bedarf es eines grundsätzlichen Umdenkens, um sich bewusst zu machen, was sie tatsächlich – ja – kommunizieren. Diese Umstellung ist besonders für diejenigen unter uns anstrengend, die durch Bildung und Erziehung daran gewöhnt sind, die Welt auf eine Weise zu betrachten, die sich fast ausschließlich auf Sprache verlässt. Und da die menschliche Sprache per definitionem ein Attribut der Spezies *Homo sapiens* ist, gilt in der Konsequenz alles Nicht-Menschliche prinzipiell als stumm, in dem Sinne, dass es nicht sprechen kann.

Natürlich »sprachen« die Gegenstände, die meine Epiphanie auslösten, nicht wirklich. Dennoch teilten sie mir im Stillen etwas mit, etwas, das auf historische und kulturelle Zusammenhänge verwies, die einen vollkommen anderen Charakter hatten als die, die durch abstrakte Begriffe wie »Verwestlichung«, »Modernität«, »Kolonialismus« und so weiter suggeriert wurden. Aber auch hier gab es ein Problem, denn die Dinge, die vor mir aufgereiht waren, konnten gar nicht alle als Objekte definiert werden: Die Teetasse, das Tablett und die Zuckerdose waren sicherlich Objekte, aber was war mit dem Tee selbst? Die blassbraune Flüssigkeit in meiner Teetasse war etwas viel Komplizierteres als ein Gegenstand: Tee existiert auch in Form von getrockneten Blättern, als lebende Pflanze und als eine biologische Art, die einen nicht ganz unbedeutenden Teil der Erdoberfläche bedeckt. »Tee« ist also eher so etwas wie ein riesiger Komplex pflanzli-

cher Materie, der in vielen Formen vorkommt. Ohne dieses Formen-
geflecht hätten die Objekte, die ich an diesem Tag vor mir hatte – die
Tasse, das Tablett, die Zuckerdose –, keinen Zusammenhang. Diese
Dinge in Analogie zu Wörtern zu denken, würde also bedeuten, dass
es eine Grammatik oder Syntax gibt, die sie miteinander verbindet:
Und was könnte diese Grammatik anderes sein als »Tee« selbst, ein
Ding, das kein einzelnes Objekt ist, sondern eine lebendige Einheit,
die sich ständig weiterentwickelt und neue Artikulationsformen fin-
det? Das wiederum würde bedeuten, dass die Sache, die ich immer
so leicht und problemlos als »Tee« identifiziert hatte, eine bestimmte
Art von Vitalität besaß, ein Leben, das sich auf unzählige Arten mani-
festierte, sichtbar und unsichtbar.

Wenn wir uns die botanische Materie auf diese Weise vorstellen,
erkennen wir an, dass die Beziehung zwischen Menschen und be-
stimmten Pflanzen nicht nur in eine Richtung funktioniert, sondern
dass auch die Menschen durch diese Verbindung verändert werden.
Dies gibt uns eine Ahnung davon, warum einige Kulturen bestimmte
Pflanzen als Geister oder Gottheiten betrachten, die auf geheimnis-
volle Weise, manchmal freundlich und manchmal voller Rachsucht,
mit den Menschen interagieren. Mit den Worten der Botanikerin
Robin Wall Kimmerer vom Stamm der Potawatomi:

Im Weltbild der Indigenen stehen die Menschen in der Demokratie
der Arten nicht an der Spitze. Wir werden die jüngeren Brüder der
Schöpfung genannt und müssen wie jüngere Brüder von den älteren
lernen. Die Pflanzen waren zuerst da und hatten lange Zeit, sich in
der Welt zurechtzufinden. Sie leben sowohl über- wie unterirdisch
und halten die Erde an ihrem Platz fest.¹²

Diese Sichtweise auf das Verhältnis zwischen China und Indien zu
übertragen, mag zunächst abwegig erscheinen, kann aber sehr erhel-
lend sein. Denn in der Beziehung zwischen diesen beiden Ländern
hat pflanzliche Materie immer eine herausragende Rolle gespielt. Be-
stimmte Pflanzen waren dabei so allgegenwärtig, dass sie nicht nur
in Asien, sondern auch in Großbritannien und Amerika bestimmte

Muster schufen, die auf unsichtbare Weise Kultur und Geschichte mit geformt haben. Der Einfluss, den Pflanzen auf die Beziehungen haben, die China zum Rest der Welt unterhält, ist so groß, dass hier letztlich genau die Art von Demut gegenüber den biologischen Arten gefragt ist, zu der Kimmerer aufruft: nämlich anzuerkennen, dass es auf diesem Planeten Wesen und Entitäten gibt, die die Kraft haben, menschliche Absichten zu verstärken und in die Beziehungen zwischen Menschen einzugreifen.

Damit soll keinesfalls die Bedeutung des historischen Handelns von Menschen kleingeredet werden. Ganz im Gegenteil. Es geht darum zu betonen, dass Menschen in ihren Beziehungen zueinander immer wieder unterschiedlichste Arten nicht-menschlicher Wesenheiten in Dienst genommen haben. Es ist paradox, aber die wahre Natur der menschlichen Absichten in Bezug auf so etwas wie die Teepflanze können wir erst erkennen, wenn wir einen Blick auf die Geschichte etablieren, der darauf verzichtet, den Menschen an oberste Stelle zu setzen, und es dadurch ermöglicht, die historische Handlungsmacht von pflanzlicher Materie anzuerkennen. Umgekehrt dient das Ableugnen der Wirkmacht bestimmter nicht-menschlicher Kräfte nicht selten dazu, die Absichten ausgerechnet jener Menschen im Dunklen zu belassen, die im Rückgriff auf Pflanzen und andere nicht-menschliche Wesenheiten einen Krieg gegen ihre Rivalen und Feinde anzetteln.

2

SAMEN



Diese Geschichte beginnt mit dem Samen des Teestrauchs (*Camellia sinensis*). Ein Großteil des Tees, den die Menschen auf der ganzen Welt trinken, wird aus ihm gewonnen. Die ältesten Teeblätter, gefunden im Grab des chinesischen Kaisers Jing Di, sind 2150 Jahre alt. Anfangs nur von einer Elite praktiziert, war das Trinken von Tee schon im frühen Mittelalter in China weit verbreitet.¹

Nach England soll der chinesische Tee durch Katharina von Braganza, die Ehefrau König Karls II., gekommen sein.² Portugal, wo sie geboren wurde, war das erste europäische Land, das den Indischen Ozean befuhr; zu seinem Netz von Stützpunkten und Kolonien gehörte auch das südchinesische Macau, das 1557 von der herrschenden Ming-Dynastie an die Portugiesen verpachtet worden war. 1662, in jenem Jahr, in dem Katharina von Braganza heiratete, stand die Ming-Dynastie kurz vor dem Sturz durch die Qing-Dynastie, doch der Status von Macau blieb unverändert. Das bedeutet auch, dass man in Portugal zum Zeitpunkt der Hochzeit bereits seit über hundert Jahren chinesische Produkte konsumierte: Das Trinken von Tee war in der Oberschicht des Landes fest etabliert. Katharinas Mitgift sollte sich als weltgeschichtlich bedeutsam erweisen: Sie brachte eine Schatulle mit Tee in die Ehe ein – sowie sechs kleine Inseln, aus denen später Bombay (das heutige Mumbai) werden sollte.

Das Teetrinken setzte sich in England schnell durch, und zu Beginn des 18. Jahrhunderts, noch bevor Großbritannien seine Herrschaft in Indien errichtete, war Tee aus China für die britische Wirtschaft bereits eine wichtige Handelsware³, deren Wert in den folgenden Jahrzehnten rasant zunahm. Im gesamten 18. Jahrhundert, als die Briten riesige Gebiete in Nordamerika und auf dem indischen Subkontinent eroberten, blieb der chinesische Tee die Haupteinnahmequelle der British East India Company, die zum Großteil zur Finanzierung der britischen Kolonialexpansion verwendet wurde: »Im 18. Jahrhundert«, schreibt die Historikerin Erika Rappaport, »wurde mit dem Tee der Krieg bezahlt, aber auch mit dem Krieg der Tee.«⁴ Im späten 18. Jahrhundert war Tee »so sehr zum Nationalgetränk geworden, dass die Ostindien-Kompanie durch ein Parlamentsgesetz verpflichtet wurde, stets ein Jahreskontingent vorrätig zu halten.«⁵

Wie umfassend das Schicksal des britischen Weltreichs vom Tee abhing, erscheint aus der heutigen postindustriellen Perspektive erstaunlich. Ist es wirklich vorstellbar, dass ausgerechnet das Land, in dem die industrielle Revolution ihren Anfang nahm, während seiner eigenen Industrialisierung finanziell von einer Pflanze abhing, die im fernen Osten von einfachen Bauern angebaut wurde? Aber genau so war es. »Als das Britische Empire in Europa und Nordamerika seine Schlachten kämpfte«, schreibt der Historiker Andrew Liu, »verließ sich der Staat zur Finanzierung der Kriege zunehmend auf die Erhebung von Teezöllen.«⁶

Jahrhundertlang war die Einfuhr von Tee ein Monopol der Ostindien-Kompanie gewesen, und die Teezölle waren lange Zeit eine der wichtigsten Einnahmequellen Großbritanniens. Der Zoll lag zwischen 75 und 125 Prozent des geschätzten Wertes, was bedeutete, dass er Großbritannien höhere Einnahmen bescherte als China, das einen Ausfuhrzoll von nur zehn Prozent erhob.⁷

Vor allem wegen des Tees rangierte China stets unter den vier wichtigsten Ländern, aus denen Großbritannien seine Importe bezog. Der Wert der Waren, die Großbritannien aus China bezog, überstieg bei weitem den Wert, den es aus den meisten anderen Kolonien zog: »Im Jahr 1857 beispielsweise war der berechnete reale Wert der Ein-

führen aus China in das Vereinigte Königreich 1,8 Mal so hoch wie der Wert der Einfuhren aus Britisch-Nordamerika, doppelt so hoch wie der Wert der Einfuhren aus Australien, 2,2 Mal so hoch wie der Wert der Einfuhren aus Britisch-Westindien, 6,4 Mal so hoch wie der Wert der Einfuhren aus den britischen Besitztümern in Südafrika und 72,2 Mal so hoch wie der Wert der Einfuhren aus Neuseeland.«⁸

Über weite Strecken des 18. und 19. Jahrhunderts machte die Teesteuer fast ein Zehntel der britischen Einnahmen aus.⁹ Sie brachte der britischen Regierung so viel ein wie alle Grund-, Vermögens- und Einkommenssteuern zusammen: Diese Summe war so groß, dass sie für die Gehälter aller Staatsbediensteten, für alle öffentlichen Arbeiten und Gebäude, für alle Ausgaben im Zusammenhang mit Recht, Justiz, Bildung, Kunst und Wissenschaft und für die kolonialen, konsularischen und ausländischen Einrichtungen Ihrer Majestät – *zusammengenommen* – verwendet werden konnte.¹⁰ Dies war nicht der einzige Vorteil, den der Tee der britischen Wirtschaft brachte. Ein großer Teil der britischen Handelsmarine war mit dem Transport von Tee beschäftigt, und zwar nicht nur von China nach Großbritannien, sondern auch von Großbritannien in seine Kolonien.¹¹ Kurz gesagt, während eines Großteils der industriellen Revolution waren die Finanzen der britischen Regierung stark vom Tee abhängig – und dieser Tee stammte hauptsächlich aus China.

Das Problem war, dass Großbritannien China im Gegenzug nicht viel zu verkaufen hatte: An den meisten westlichen Waren hatten die Chinesen wenig Interesse oder schlicht keinen Bedarf.¹² Dies machte Chinas Kaiser Qianlong schon im Jahr 1793 in einem Brief an Georg III. deutlich: »Auf irgendwelche raffinierten Gebrauchsgüter legen wir keinen Wert und wir haben nicht den geringsten Bedarf an den Erzeugnissen Ihres Landes.«¹³

Chinas mangelndes Interesse an ausländischen Waren war für die Briten aus unterschiedlichen Gründen ärgerlich – nicht nur aus finanziellen. (Ein Wissenschaftler hat die verblüffende Vermutung geäußert, dass die chinesische Autarkie für die Briten deshalb so beunruhigend war, weil sie darin die Möglichkeit einer rivalisierenden »Herrenrasse« erkannten.¹⁴) Ein unmittelbareres Problem für die

Westler bestand jedoch darin, dass chinesische Waren im Allgemeinen mit Silber bezahlt werden mussten. Aufgrund des Handelsungleichgewichts kam es zu einem enormen Abfluss von Silberbarren aus dem Westen nach China. Dennoch war der Handel immer noch profitabel, da die mit Silber gekauften chinesischen Waren in Europa für das Zwei- oder Dreifache ihres Preises verkauft werden konnten.

Edelmetalltransfers dieses Ausmaßes waren nur möglich, weil das weltweite Angebot an Edelmetallen durch die amerikanischen Minen enorm gestiegen war.¹⁵ Es war also letztendlich die europäische Eroberung Amerikas, die den Handel mit China finanziell möglich machte, indem Massen von versklavten indigenen und afrikanischen Arbeitern die dafür benötigten riesigen Mengen an Edelmetallen abbaute. Aber nach und nach schwanden diese Vorräte, und ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde es für die Ostindien-Kompanie immer schwieriger, die Silbermengen zu beschaffen, die für die Aufrechterhaltung des Chinahandels benötigt wurden: Man suchte nun immer dringlicher, ja fast verzweifelt nach einer Möglichkeit, den Abfluss von Edelmetallen auszugleichen.¹⁶

Eine einfache Lösung des Problems hätte darin bestanden, Tee in Indien anzubauen. Dies war tatsächlich ein Traum, den die Ostindien-Kompanie seit dem späten 18. Jahrhundert zu verwirklichen versuchte, indem sie erfahrene Botaniker und Pflanzensammler nach China schickte, die die entsprechenden Pflanzen und das mit dem Teeanbau verbundene Know-how stehlen sollten.¹⁷ Doch dieses Ziel erwies sich als unerreichbar. Die Chinesen waren sich des Wertes ihrer Teepflanzen sehr wohl bewusst, und es war streng verboten, Samen oder Setzlinge des Teestrauchs außer Landes zu bringen. Für Ausländer war es ohnehin unmöglich, in China umherzustreifen und sich an irgendwelchen beliebigen Pflanzen zu bedienen, weil ihre dortige Bewegungsfreiheit zahlreichen Auflagen unterlag. Briten und andere Europäer, die es gewohnt waren, sich, wo immer sie hinkamen, völlig frei an der heimischen Pflanzenwelt zu bedienen, empfanden das immer wieder als enorme Frustration. Selbst als sich die Zahlungsprobleme verschlimmerten, wurden sämtliche Versuche vereitelt, die Teepflanze und die entsprechende Technologie zu entwenden.

Erste Auflage Berlin 2025
Copyright der deutschen Ausgabe
© 2025 MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A | 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe: *Smoke and Ashes.*
A Writer's Journey Through Opium's Hidden Histories
© 2023, 2024 Amitav Ghosh

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die
Nutzung des Werkes für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG.

Layout und Satz: Monika Grucza-Nápoles, Cartagena
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Umschlaggestaltung: Pauline Altmann, Palingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-7518-2056-1
www.matthes-seitz-berlin.de